

Stadttheater Langenthal
Freitag, 10. Februar 2023

Max Frisch: Andorra

«Du sollst Dir kein Bildnis machen!», wir alle kennen das Gebot aus dem zweiten Buch Mose, Kapitel 20, Vers 4. In der Luther-Bibel heisst es wörtlich: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder dessen, das oben im Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder dessen, das im Wasser unter der Erde ist.»

Max Frisch sagt im «Tagebuch 1946 – 1949»: «Du sollst Dir kein Bildnis machen, heisst es von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfassbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir (...) fast ohne Unterlass begehen – ausgenommen, wenn wir lieben!» Dieses Gebot ist für das Werk vom Max Frisch von grundlegender Bedeutung. Nur der Mensch, der von Liebe erfüllt ist, kann das Göttliche im geliebten Menschen erkennen, ohne ihn nach dem Bildnis zu formen, das er sich von ihm macht. Nur wer liebt, kann den geliebten Menschen erkennen, wie er wirklich ist. Wenn die Liebe versiegt, erstarrt die lebendige Erkenntnis zum Bildnis, und der Liebende formt das Objekt seiner Liebe nach diesem seinem Bildnis. Das göttliche Wort verliert seine Lebendigkeit und wird zur Ideologie. Denkschemata und Klischees, also Bildnisse, bestimmen dann das Verhältnis der Menschen untereinander. Wir versündigen uns «fast ohne Unterlass» - an diesem Gebot, wie Frisch sagt. Dies wohl auch notgedrungen, denn eine Alliebe zu jedem Menschen ist wohl nicht lebbar. Vielleicht genügt es aber, wenn wir uns immer bewusst machen, dass wir keine Vorurteile haben dürfen. Bildnis ist Vorurteil. Jeder Mensch hat seine unverwechselbare Identität. Wenn wir uns von ihm ein Bildnis machen, ihm mit einem Vorurteil begegnen, dann zerstören wir die Möglichkeit seiner und unserer der Entfaltung, zwingen ihn in ein Klischee und berauben uns und ihn seiner Freiheit. Aber das ist nicht alles. Es besteht die grosse Gefahr, dass andere Menschen das Bildnis, das wir uns von ihnen machen, übernehmen und es für ihre eigene Identität halten. Oder vielmehr, es zu ihrer eigenen Identität machen. Es ist dies letztlich ein alltäglicher Vorgang, den wir wohl alle kennen. Wir oft richten wir uns

nach den Bildnissen, die andere Menschen von uns machen. Wie oft tun wir dies, um anderen zu gefallen, um uns ihrer Zuneigung zu versichern. Und wie oft auch verlangen wir, dass sich andere Menschen nach unserem Bildnis richten, das wir uns von ihnen machen.

Diese Überlegungen sind nun das Wesen des Stücks «Andorra». Darum geht es.

Max Frisch wählt die Form einer Parabel, also einer Geschichte mit Symbolgehalt. Das Stück spielt zu einer unbestimmten Zeit, also nicht zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, es ist keine Analyse der Nazizeit. Andorra ist ein fiktiver Kleinstaat, der mit dem tatsächlichen Pyrenäenstaat nichts zu tun hat. Frisch erklärt den Namen in einem Brief an seinen Freund Andri Peer so. «Andorra-Andri anders». Der Name ist also gleichsam ein Hinweis auf den Inhalt des Dramas. Mit Andorra ist auch nicht die Schweiz gemeint. Es geht nicht um die Rolle der Schweiz in den vierziger Jahren. «Andorra» ist ein Modell, nicht ein historisches Drama. Es ist ein Lehrstück und folgt deswegen nicht den Regeln des Illusionstheaters. Das Illusionstheater fordert uns auf, uns mit den Figuren zu identifizieren. Tun wir dies, dann übernehmen wir auch ihre Bildnisse, die sie sich voneinander machen. Das darf es aber im Lehrstück nicht geben, da dies jegliches Lernen verhindern würde.

Das Drama wurde 1961 im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt und ging von da aus um die Welt. Allerdings gab es auch viel Kritik. Ich komme noch darauf. Das Thema des Dramas hat Max Frisch bereits Jahre vorher formuliert. Im «Tagebuch 1946 – 1949» findet sich – wie eingangs erwähnt – ein Text mit dem Titel «De andorranische Jude». Ich zitiere einen längeren Teil aus diesem Text, die Aussagen sind für unser Stück von zentraler Bedeutung:

«In Andorra lebte ein junger Mann, den man für einen Juden hielt. Zu erzählen wäre die vermeintliche Geschichte seiner Herkunft, sein täglicher Umgang mit den Andorranern, die in ihm den Juden sehen: das fertige Bildnis, das ihn überall erwartet. Beispielsweise ihr Misstrauen gegenüber seinem Gemüt, das ein Jude, wie auch die Andorraner wissen, nicht haben kann. Er wird auf die Schärfe seines Intellektes verwiesen, der

sich eben dadurch schärft, notgedrungen. Oder sein Verhältnis zum Geld, das in Andorra auch eine große Rolle spielt: er wusste, er spürte, was alle wortlos dachten; er prüfte sich, ob es wirklich so war, dass er stets an das Geld denke, er prüfte sich, bis er entdeckte, dass es stimmte, es war so, in der Tat, er dachte stets an das Geld. Er gestand es; er stand dazu, und die Andorraner blickten sich an, wortlos, fast ohne ein Zucken der Mundwinkel. Auch in Dingen des Vaterlandes wusste er genau, was sie dachten; sooft er das Wort in den Mund genommen, ließen sie es liegen wie eine Münze, die in den Schmutz gefallen ist. Denn der Jude, auch das wussten die Andorraner, hat Vaterländer, die er wählt, die er kauft, aber nicht ein Vaterland wie wir, nicht ein zugeborenes, und wie wohl er es meinte, wenn es um andorranische Belange ging, er redete in ein Schweigen hinein, wie in Watte.»

In «Andorra» setzt nun Max Frisch diese Gedanken in ein Drama, in eine Handlung um. Es ist ein sogenanntes «analytisches Drama», also ein Theaterstück, das gleichsam den Schluss einer langen Entwicklung auf die Bühne bringt und deren Konsequenzen und Resultate zeigt. Eigentlich ist von Anfang an klar, wie das Drama enden wird. Es spielt zudem in der Vergangenheit, alles ist bereits geschehen, Andris Schicksal ist unabänderlich. Zudem ist es eine Parabel, ein Lehrstück, das uns Zuschauerinnen und Zuschauern die Augen öffnen soll über die verderbliche Wirkung von Bildnissen und Vorurteilen.

Eine kurze Inhaltsangabe: Die Handlung läuft ab in zwölf Bildern, aber nach jedem Bild durchbricht Frisch die Illusion, in dem er im sogenannten «Vordergrund», einer Art «Zeugenschanke» in einer Gerichtsverhandlung die Andorraner ausfragt und sie ihr Handeln reflektieren lässt. Diese Zwischenszenen haben die Funktion, uns Zuschauerinnen und Zuschauer aufzufordern, das Dargestellte auch zu reflektieren. Die Reflexionen der Andorraner sind aber fast alle erbärmlich, niemand erkennt die wahren Sachverhalte. Alle verteidigen gleichsam ihre Bildnisse. Aber gerade dieser Umstand verhilft uns, eben anders zu denken.

Andri, die Hauptperson, ist der uneheliche Sohn des Lehrers Can. Die Señora ist die Mutter von Andri, sie kommt aus dem Nachbarland von Andorra. Die Nachbarn sind die «Schwarzen», ein böses, faschistisches und antisemitisches Volk, das Andorra dauern bedroht.

Can gibt nun seinen Sohn als jüdisches Pflegekind aus, als Juden, und kaschiert damit seine Vaterschaft als einen Akt der Toleranz. Andri übernimmt dieses Bild völlig und funktioniert fortan als Jude. Aber die doppelte Moral der Andorraner lässt auch in Andorra den Antisemitismus grassieren. Offen, meist aber versteckt. Die Andorraner betonen zwar ihre Toleranz, lassen aber an dem vermeintlichen Juden Andri mehr und mehr ihren Spott und ihre Aggressionen aus. Sie machen ihn zum Sündenbock, bis aus den alltäglichen Bösartigkeiten die grossen Gemeinheiten entstehen. So muss Andri etwa viel mehr bezahlen für seine Ausbildung zum Schreiner, eine Ausbildung, die ihm auch noch schwer verleidet wird. Auch der angeblich tolerante Pfarrer drängt ihn, sein Anderssein zu akzeptieren und sich selbst so zu akzeptieren, wie das Vorurteil der anderen ihn haben will. Von Bild zu Bild wird aus dem unbekümmerten Jungen ein Mensch, der sich selbst verachtet, der die Rolle des Juden, also den Andersartigen, mehr und mehr annimmt und der schliesslich resigniert. «Plötzlich bist du so, wie sie sagen. Das ist das Böse. Alle haben es in sich, keiner will es haben, und wo soll das hin? In die Luft? Es ist in der Luft, aber da bleibt's nicht lang. Es muss in einen Menschen hinein, damit sie's eines Tages packen und töten können.»

Andri übernimmt das Bildnis, das die Andorraner von ihm machen, völlig. Er führt all die Erniedrigungen auf sein Judentum zurück, ohne - nota bene - ein Jude zu sein.

Da kommt seine Mutter, die Señora, zu einem Besuch nach Andorra, und es kommt die Wahrheit ans Licht. Andri ist gar kein Jude, sondern eben der Sohn des Lehrers, der ihn bloss als Juden ausgegeben hat, um von seinem Fehltritt abzulenken. Die Señora kommt bei ihrem Besuch durch einen Steinwurf ums Leben. Sofort wird Andri der Tat beschuldigt, obwohl er ein Alibi hat und die Tat gar nicht begangen haben konnte. Er ist der Schuldige, weil nur ein Jude einer solchen Tat fähig ist. Die nun allgemein bekannte Tatsache, dass Andri gar kein Jude ist, spielt überhaupt keine Rolle mehr. Die faschistischen Schwar-

zen überfallen nun Andorra und besetzen es. Mit einer «Judenschau» beginnen sie, das Land von den Juden zu säubern. Alle müssen sich dieser Judenschau unterziehen. Der Judenschauer erkennt natürlich Andri sofort als Jude. Er wird erkannt, ausgesondert und zur Hinrichtung geführt.

Einer Interpretation und dem Verständnis von «Andorra» stellt sich ein Umstand entgegen, der, so glaube ich, viel Missverständnis verursacht hat und der dem Stück auch heute noch im Wege steht. Ich erinnere an die bereits zitierte Aussage Frischs aus einem Brief an Andri Peer. Er habe den Namen Andri gewählt, weil er – wie der Name Andorra – auf das «Anderssein» hinweise. Er prägt die Formel: «Andorra – Andri - anders». Zwar soll Frisch mit dem Namen auch nicht besonders glücklich gewesen sein. In einem Gespräch mit Horst Bienek sagt er: «Andorra ist kein guter Titel, der bessere fiel mir nicht ein.» Das lässt aufhorchen. Offenbar war ihm das «Anderssein» etwas ganz entscheidend Wesentliches, so sehr, dass er es im Titel, wie auch im Namen des Protagonisten angeklungen haben wollte. Das lässt die Vermutung aufkommen, dass es in diesem Stück gar nicht in erster Linie um Antisemitismus geht, obwohl Judentum und Antisemitismus omnipräsent sind. Ich glaube, für ein adäquates und wirklich erhellendes Verständnis des Dramas steht nicht der Antisemitismus im Vordergrund, sondern das Anderssein. Interessant ist es, dass dieser Gedanke bereits im Programmheft der Uraufführung 1961 im Schauspielhaus Zürich deutlich ausgesprochen wird: «Heut oder morgen kann der Jud Kommunist heissen, oder Kapitalist, oder Gelber, Weisser, Schwarzer, je nachdem.» Ich glaube, diese Worte öffnen den Weg zu einem richtigen Verstehen des Stücks. Andorra ist nicht ein Drama der Judenverfolgung, es geht im Kern nicht um Antisemitismus, es geht um mehr: es geht um das Anders-Sein, es geht um das Schicksal von Menschen, die anders sind, es geht um Aussenseiter, die von der Gemeinschaft ausgeschlossen werden, weil sie anders sind. Und es geht um eine Gesellschaft, die Menschen ausschliesst, bekämpft, erniedrigt, tötet, weil sie sich von diesem Anders-Sein bedroht fühlen, weil sie dieses Anders-Sein nicht einordnen können in ihren beschränkten Horizont. Der Mensch, der eben anders ist, zerstört in ihren Augen ihre Sicherheit, entlarvt ihr Lebenslüge und muss daher bekämpft oder besser noch beseitigt werden. Dass Max Frisch,

diese Gedankengänge auf der Bühne sichtbar zu machen, den Antisemitismus gewählt und Andri zum vermeintlichen Juden gemacht hat, hat wohl seine Gründe. In den fünfziger Jahren, in denen das Stück entstanden ist, war der Antisemitismus wohl noch – nach dem Grauen von Auschwitz – präsenter als heute, obwohl es ihn heute immer noch gibt. Den Juden zum Repräsentanten des Anders-Seins zu machen, lag näher als heute und vor allem hatte das Thema des Anders-Seins vor diesem Hintergrund eine höhere Bühnenwirksamkeit.

Frisch zeigt in diesem Drama nicht einfach die Folgen und Auswirkungen des Judenhasses. Das wäre zu einfach. Es geht um mehr! Man hat «Andorra» als die Auseinandersetzung Frischs mit der Judenverfolgung und dem Mord an den Juden im Nationalsozialismus verstanden. Auch mit der Rolle der Schweiz in diesem unfassbaren Geschehen. Nur 16 Jahre nach Ende des Krieges mag diese Interpretation verständlich sein, aber darum geht es nicht. Das Drama «Andorra» gleichsam als Darstellung des Verhaltens der Schweiz Hitlerdeutschland und dem Genozid an den Juden gegenüber zu verstehen, führt zu nichts und erklärt nichts.

Es geht in «Andorra» um die Identität des Menschen. Um die Frage, wie und auf welchen Wegen wir uns zu einer autonomen und unabhängigen Person und Persönlichkeit entwickeln. Aber eben auch, was dieser Entwicklung im Wege stehen kann, was sie verhindern kann, wie wir oft selbst sie verhindern und zerstören. Frisch sagt: «Du sollst Dir kein Bildnis machen, heisst es von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfassbar ist.» Machen wir uns ein Bildnis von Gott, dann spannen wir ihn gleichsam ein in unser dialektisches Schema von Gut und Böse. Was das in der Geschichte der Menschheit für entsetzliche Folgen gehabt hat, muss ich Ihnen nicht sagen. Aber das Gleiche geschieht auch, wenn wir uns von einem Menschen ein Bildnis machen, denn Gott ist auch im Menschen und er ist darin auch unfassbar. Machen wir uns ein Bildnis von einem Menschen, dann entkleiden wir ihn dessen, was ihn ausmacht. Wir pressen ihn in Schemata, sagen, wie er sein soll, wie er zu sein hat. Und damit zerstören wir seine Möglichkeit, ein autonomer Mensch zu werden. Wir behindern oder verhindern sogar seine Individuation. Bildnisse und Vorurteile versperren ihm den Weg der Entwicklung zu sich selbst. So bald wir sagen, wie ein Mensch zu

sein hat, machen wir uns ein Bildnis von ihm und behindern seinen Weg zu einer autonomen Persönlichkeit. Tausende von Bildern, von Vorschriften, von Ansprüchen, die alle alleinige Richtigkeit beanspruchen, behindern uns auf dem Weg. Sie alle sind Bildnisse, die Menschen von anderen Menschen machen. Sie alle stehen der Selbstverwirklichung im Wege. Sie werden nun sagen, dass damit ja alle Erziehung und alle Bemühungen, Menschen zu führen, obsolet sind. Aber als verantwortliche Mitmenschen wissen wir auch, dass jeder in Freiheit wählen können muss, was für ihn richtig ist. «Wir haben immer die Wahl», sagt Frisch. Er kann falsch wählen, das Leben kann misslingen. Jeder kann seine unverwechselbare Identität den Bildnissen, die andere von ihm haben unterordnen und damit seine Möglichkeiten und damit sich selbst verfehlen. Die verantwortungsvolle Wahl dessen, was wir für unser Leben als wichtig und in gewissem Sinne göttlich erachten, ist ein Akt der Freiheit! Und dieser Akt der Freiheit führt zu einer autonomen Persönlichkeit.

Kommen wir zurück zu unserem Stück: Die Andorraner sind keine autonomen Menschen! Sie alle machen sich ein Bildnis von ihren Mitmenschen. Das äusserst sich – das ist der Bühne geschuldet – vor allem im Bildnis, das sie sich von Andri machen. Sie übernehmen alle unreflektiert das Klischee, was ein Jude ist. Sie zerstören damit Andris Möglichkeit, ein autonomer Mensch zu werden. Die allumfassende Präsenz der Bildnisse und Vorurteile verunmöglicht es ihm, in Freiheit die Wahl zu lassen, sein Leben zu gestalten. Es bleibt ihm zum Überleben in dieser Gesellschaft nichts anderes übrig, als die Bildnisse, die sich alle von ihm machen, zu übernehmen, sie zu internalisieren, um überhaupt überleben zu können. Er nimmt damit auch sein Schicksal an. Darin besteht seine Grösse, die ihn aber untergehen lässt. Alle sagen ihm, was ein Jude zu tun hat. Sein Lehrmeister, der Tischler, will ihn nicht ausbilden, er schickt ihn in den Verkauf, weil doch alle Juden Händler sind. Der Pater, der es doch besser wissen sollte, verlangt von ihm, dass er sein Schicksal, Jude zu sein, annehmen solle, dass er also das Bildnis, das sich alle von ihm machen, zu seiner Identität machen solle.

Andorra ist letztlich das Drama einer gescheiterten Individuation. Es zeigt, wie Bildnisse und Vorurteile die werdende Identität eines jungen Menschen vereiteln und diesen Menschen zerstören, weil ihm letztlich nichts anderes übrig bleibt, als diese

Vorurteile zu seinen eigenen Überzeugungen zu machen. Max Frisch hat den Antisemitismus gewählt, diese Vorgänge und Gründe einer verfehlten Individuation, darzustellen. Es wäre aber nicht richtig, wenn wir diese Vorgänge und Gründe auf den Antisemitismus und das Judentum reduzieren würden. Vorurteil und falsches Bildnis kann überall und immer Verheerendes anrichten. Es kann allenfalls als Modell dienen zu erklären, wie Antisemitismus entsteht. Aber es wäre ein Modell, das – wie gesagt – auf jede andere Form von Ausgrenzung anwendbar wäre. «Andorra» kann als Modell für die Entstehung des Judenhasses verstanden werden, aber es erklärt niemals die Katastrophe von Auschwitz

In der Zeugenaussage bereits nach dem ersten Bild tritt der Wirt an die Rampe und nimmt den Schluss vorweg, indem er dem Publikum sagt, dass Andri kein Jude ist. Dies ist eine bewusste und gewollte Zerstörung des Illusionstheaters.

Der Schriftsteller Friedrich Torberg hat nach der Uraufführung 1961 im Schauspielhaus Zürich eine Kritik geschrieben mit dem Titel: «Ein furchtbares Missverständnis». Er wirft dem Drama vor, dass es gleichsam zwangsläufig missverstanden werden müsse eben als Erklärung für den Antisemitismus. Und die Tatsache, dass «Andorra» lange Zeit Pflichtlektüre an den deutschen Gymnasien war, spricht eine ähnliche Sprache.

Aber die Tatsache, dass man Frischs «Andorra» missverstehen kann, ändert nichts an der grossen Bedeutung des Stücks.

Wenn wir verstanden haben, dass es um das Anderssein geht und um das Bildnis, das wir uns davon machen, dann zeigt die Grösse und die ganz hohe Relevanz dieses Dramas.